Analyse

Abubakar Shekau Schwarzafrikas Oberterrorist und seine Gruppe Boko Haram nehmen Schulen ins Visier. *Von Thomas Widmer*

Das Phantom von Nigeria

Vor zwölf Tagen brannte in Mamudo in Nigeria ein Schulheim. Es war Terror; wer den Flammen entkam, wurde niedergeschossen. Mindestens 42 junge Leute starben. Dahinter stehen die Gruppe Boko Haram und ihr Chef.

Nun ist im Internet das Bekennervideo aufgetaucht. Abubakar Shekau, bärtig, im Tarnanzug und mit Kalaschnikow, kündigt erhobenen Zeigefingers gezielte Gewalt gegen Schulen an. Und gegen Lehrer, die moderne Bildung vermitteln: «Wir werden sie töten vor ihren Schülern, und den Schülern sagen, sie sollen stattdessen den Koran studieren.»

Es ist ein viel beachteter Auftritt. Schwarzafrikas meistgesuchter und schlimmster Terrorist, zwischen 35 und 45, ist ein Phantom. Da er mit dem Maghreb-Arm der al-Qaida geschäften soll, hat Amerika eine Belohnung von sieben Millionen Dollar für Informationen über ihn ausgeschrieben.

Anhänger nennen Shekau «Imam». Englisch spricht er nicht, aber Kanuri (seine Muttersprache), Hausa und Arabisch. Ein fotografisches Gedächtnis soll er besitzen und, da er früher Theologie studierte, ausgezeichnete Kenntnisse der Theologie. Als charismatischer Redner gilt er nicht. Aber als detailbesessener, ideologiegetriebener Organisator. Die BBC fand einmal, er sei «zur Hälfte Intellektueller und zur Hälfte Gangster».

Shekaus Berühmtheit beginnt 2009 mit seinem Tod. Die Boko Haram, die damals schon seit einigen Jahren besteht und sich seit der Gründung zunehmend radikalisiert und militarisiert hat, legt sich mit Nigerias Sicherheitskräften an. Diese schlagen zurück. Gruppengründer Muhammad Yusuf wird gefangen genommen. Die Polizisten singen: «Keine Gnade! Keine Gnade!» Muhammad Yusuf wird auf der Wache gleich exekutiert.

800 Boko-Haram-Leute sterben damals. Shekau soll unter ihnen sein. Eine Falschmeldung. Die Nummer zwei übernimmt Yusufs Posten und heiratet eine von dessen vier Witwen.

Der Name seiner Gruppe leitet sich ab vom verballhornten englischen «book» gleich «Buch» gleich westliches Gedankengut. Und vom arabischen «haram» gleich «verboten». Boko Haram will Nigeria, Afrikas bevölkerungsreichstes Land, von Nichtislamischem säubern. Die Mördersekte attackiert Muslime und Christen, um sie gegeneinander aufzuhetzen. Der Angriff auf eine Weihnachtsmesse kostet 40 Christen das Leben.

Unter Shekau agiert Boko Haram vermehrt auch in Nigerias Nachbarländern. Und man nimmt sich neue Ziele – derzeit offenbar speziell Schulen vor. Markenzeichen der Gruppe sind Motorradfahrer, die in rasender Fahrt mit der Maschinenpistole das Feuer eröffnen. Wohl durch al-Qaida ist man zu Sprengstoff gekommen: Ein Filmchen vom Handy eines toten Boko-Haram-Mannes zeigt einen Teenager, der mit seiner teuren Sonnenbrille prahlt. Dann setzt er sich in ein mit Sprengstoff beladenes Auto. Wenig später sieht man eine Rauchsäule. Die Polizeistation brennt.

Nigerias Präsident Goodluck Jonathan, ein Christ, wird des Terrors nicht Herr. Die Ausrufung des Ausnahmezustands im armen muslimischen Norden, wo Shekau geboren ist, hat nicht gefruchtet. Boko Haram ist überall und nirgends. Ein Maskierter auf einem Motorrad wirft eine Bombe in die Menge; derselbe Mann ohne Maske hilft Minuten später die Toten bergen; so berichtete ein Journalist. Shekau sagt: «Die Leute sprechen jetzt über uns wie über einen Krebs. Aber Allah kennt uns. Nicht wir tun dies alles, sondern Er.»

Debatte Wie der moralisierende Feminismus Frauen bevormundet. *Von Birgit Schmid**

Dieser ewige Opferdiskurs

Das Leben als Frau ist hart. Die Wissenschaft bestimmt über unseren Körper, die Prominenz schädigt durch schlechten Einfluss, die Romantik hält uns in selbst verschuldeter Unmündigkeit. In mehreren Artikeln in dieser Zeitung wurden wir Frauen in den letzten Wochen in die Opferrolle geschrieben.

Zuerst sind es neue Erkenntnisse der Sexualforschung, die der Argumentation dienen, dass die Sexualität der Frau noch immer unterdrückt wird («Von wegen weniger Lust»). Dann zeigt die Statistik, dass die Mehrheit der Frauen, die bei der Heirat den Namen des Mannes annehmen, allen gleichberechtigten Bemühungen zuwiderhandelt («Bräute mit alten Zöpfen»). Schliesslich führt der mediale Kult um prominente Schwangere zu einem pathologischen Verhältnis aller Frauen zu ihrem Bauch («Fetisch Schwangerschaft»).

Solche Texte schreiben eine feministische Vorstellung fort, die der Frau sagt, was sie korrekt zu fühlen hat. Wer die Frauen als Opfer darstellen will, wird in jeder Studie den Beleg dafür finden, manchmal reicht auch schon die Umfrage im Freundinnenkreis. Nur klingt manches im 21. Jahrhundert seltsam: Auch Frauen sind Triebwesen und lieben ungezähmten Sex – wer behauptet denn heute noch das Gegenteil? Hält irgendjemand Frauen davon ab, sich mit «Shades of Grey» ihren Fantasien hinzugeben?

Eine Frau, die nicht mit dem Gedankengut des Feminismus vertraut ist, scheint keine gute Frau zu sein.

Frauen, die meinen, als Anwältinnen für alle Frauen zu sprechen, verfahren ihrerseits bevormundend. Entweder klagen sie Männer an, oder sie bezichtigen Frauen. Immer schwingt die pädagogische Moral mit, wie man richtig und wann man falsch lebt; mit Frauen bevorzugt auf der richtigen Seite. Man bekommt den Eindruck, dass eine Frau, die nicht mit dem feministischen Gedankengut vertraut ist oder sich nicht sonderlich dafür interessiert, keine gute Frau ist. Sie weiss offenbar nicht, was sie tut.

Frauen einer jüngeren Generation, die heute wieder lauter als auch schon den Kampf fortführen, schlagen mühelos den Bogen von der sexistischen Äusserung eines deutschen Politikers zur serienmässigen tödlichen Vergewaltigung in Indien, um auf die offenbar weiter fehlende Gleichberechtigung in unserer Gesellschaft hinzuweisen. Sie ziehen undenkbare Vergleiche, indem sie einen Brauch wie das alte Namensrecht mit der Mädchenbeschneidung in Afrika auf eine Tradition zurückführen, die es zu bekämpfen gelte. Doch gerade mit solchen Gleichsetzungen führen sie das feministische Erbe ins Absurde.

Die verbale Grobheit oder ein Heiratsritual in Beziehung zu setzen mit einer Menschenrechtsverletzung, um zu zeigen, dass die Frauen noch lange nicht am Ziel sind, heisst auch, bisher erreichte Ziele zu entwerten. Wer dauernd überall das Schlimmste behauptet, leugnet genau die Fortschritte, die Frauen eingefordert haben. Und relativiert das Leid echt benachteiligter Frauen. Nein, Indien ist nicht überall, zum Glück nicht.

Solche Opferdiskurse lassen hinter dem postfeministischen Blick auf die Welt den Moralismus des alten Feminismus erkennen. Dabei sollte das Präfix «post» ausdrücken, dass die Bewegung unverkrampfter geworden ist. Doch wenn das Ziel einmal war, alle gleich und frei zu machen, warum werden nun wieder jene verurteilt, die sich das Recht herausnehmen, sich nicht mitgemeint zu fühlen?

Frauen können heute wählen, wie sie leben wollen: Eine Freundin, sie ist Akademikerin, die auf eine Hochzeit in Weiss verzichtet hat, andererseits den Namen ihres Mannes annahm, ist auch nur eine Anekdote. Genau wie der Kollege, der kirchlich heiratete und jetzt heisst wie seine Frau. Sie sind nur ein Beispiel für eine Frau und einen Mann, die von ihrer individuellen Freiheit Gebrauch gemacht haben. Der Verzicht auf den eigenen Namen ist in beiden Fällen sowohl ein romantisches Bekenntnis zum andern wie schlicht ein ästhetischer Entscheid: für die wohlklingendere Namenkombination.

Dass man nicht mehr jeden privaten Entscheid politisch rechtfertigen muss, darin liegt der Fortschritt. Mein Name, mein Begehren und mein Bauch gehören mir.

** Birgit Schmid ist stellvertretende Chefredaktorin des «Magazins».*

Kopfhörerträger leben gefährlich, weil sie angeblich weder Autos noch Trams oder Busse hören. Foto: Etienne Girardet (Getty Images)

Kopfhörer Eine Jugendmode kommt in Verruf: Kopfhörer im öffentlichen Raum seien gefährlich und gehörten verboten. Nanu? *Von Hannes Nussbaumer*

Verbot gegen die Verweigerung

«Kopfhörerverbot für Fussgänger» titelte gestern der «Blick». Ausführlich schimpften Chauffeure und Transporteure über die vor allem unter Jugendlichen verbreitete Mode, sich mit Kopfhörern die Ohren zuzustöpseln. Viel zu gefährlich, lautete der Tenor. Wer sich taub durch den öffentlichen Raum bewege, nehme quasi in Kauf, von einem Auto, Bus oder Tram erfasst zu werden. SVP-Nationalrat und Transportunternehmer Ulrich Giezendanner findet daher: «Kopfhörer gehören im öffentlichen Bereich verboten.»

Nun gibt es fraglos junge Menschen, für die Aufmerksamkeit nicht oberstes Gebot ist (darunter auch solche, die nicht wegen ihres Kopfhörers abwesend sind, sondern weil sie verträumt, verliebt, zugedröhnt … sind). Gleichzeitig ist anzunehmen, dass der Ruf nach einem Kopfhörerverbot nicht nur von der Sorge um unsere Jugend genährt wird, sondern auch von der Irritation über diese.

Schlimm genug, dass die Erwachsenenwelt oft nicht versteht, was in den jugendlichen Köpfen vorgeht. Wenn sich diese Köpfe dazu noch die Ohren zustopfen und so ihrer Umwelt (insbesondere der erwachsenen) zu verstehen geben, dass sie nichts hören wollen, weder Ratschläge noch Mahnungen, noch Erwartungen – dann ist das einfach zu viel. Ein Stöpsel im Ohr ist ein Verweigerungssymbol, eine «Ich will nichts wissen von dir»-Botschaft, ein Abschottungsvehikel, kurz: eine Provokation.

Ist also – in einer zeitgemässen Manifestation – exakt das, wonach die Jugend sucht, seit es sie gibt. Auch die Reaktion darauf ist so typisch wie traditionell: Wenn die Jugendwelt irritiert, verliert die Erwachsenenwelt die Gelassenheit und mit ihr die Liberalität. Dann kommt der Ruf nach Verboten. Wobei solche Rufe stets von der Versicherung begleitet werden, es geschehe alles zum Wohl der momentan grad etwas unvernünftigen Jugend.

Es droht die Überreaktion

Natürlich ist die Vielzahl von Ablenkungs-, Abschottungs- und Kommunikationsmitteln oft eine Überforderung für junge Menschen. Doch das so pauschalisierende wie kulturpessimistische Jammern über die junge Generation, die von den Reizen überflutet werde, sich dadurch in Gefahr bringe und folglich geschützt werden müsse, ist absurd – und falsch. Der Durchschnittsjugendliche ist in der Lage, sich in seiner Welt zu bewegen. Wer seine Französisch-Vokabeln mit einem Stöpsel im Ohr lernt, wer zwischen zwei Physikaufgaben rasch die Facebook-Seite checkt, ist nicht zwingend unkonzentriert. Vielleicht beherrscht er auch einfach den Umgang mit der modernen Medienwelt.

Nun soll man die Gefahr, der sich jugendliche Fussgänger im akustischen Verweigerungsstatus aussetzen, nicht verharmlosen. Grösser aber ist die Gefahr der Überreaktion. Es gehört seit je zum Wesen der Jugend, dass sie sich für unsterblich hält. Darum gehen Jugendliche Risiken ein, darum überschreiten sie Grenzen. Verbote nützen nichts – im Gegenteil: Nur wer Grenzen austestet, bekommt ein Sensorium dafür, was geht und was nicht – wird also erwachsen. Wer jede Jugendmode mit einem Verbot belegt, hemmt die Entwicklung zur mündigen, selbstverantwortlichen Person.

Doch wie macht man die Jugend sensibel für die realen Gefahren? Wer – ob Eltern, Lehrer, Behörden – gehört werden will, muss das junge Publikum erst einmal dazu bringen, den Kopfhörer abzunehmen. Das schafft, wer nicht auf jede Provokation mit einem Aufschrei reagiert.